

Zum Umgang mit posttraumatischen Belastungsstörungen als Folgen von Krieg, Vertreibung und Flucht -Wenn Krieg und Verfolgung die Seele krank machen¹

Luise Reddemann

Im Tatort von vergangenem Sonntag ging es um einen schwer traumatisierten Afghanistan Veteranen, der sich gewalttätig verhielt. Er wird deshalb gewalttätig, weil sich im Verhalten des einen Polizisten etwas wiederholt, was er aus den Kriegserfahrungen kennt. Er reagiert, als sei er wieder im Krieg und verkennt die Gegenwart. Dies ist bei allen Traumafolgestörungen typisch: Die Vergangenheit wird in der Gegenwart erlebt, als sei sie jetzt.

Krieg gehört sicher zu den ältesten interpersonell traumatisierenden Erfahrungen überhaupt. Über lange Zeit wurde aber nicht darüber nachgedacht, dass eine solche Erfahrung schlimme Folgen haben kann. Ich freue mich, dass in dieser Veranstaltungsreihe die Bedeutung psychischer Erkrankungen **und** unsere gesellschaftliche Verantwortung im Umgang mit den Betroffenen und ihrem sozialen Umfeld berücksichtigt werden sollen.

In den USA beschäftigt man sich schon sehr lange gründlich mit den Folgen von Krieg und dort wurde auch die Diagnose der Posttraumatischen Belastungsstörung, die heute international gilt, entwickelt. Es werden bei den US-Truppen bei den posttraumatischen Belastungsstörungen (PTBS) Raten von 9 bis 20 Prozent angenommen. In Deutschland ist die Rate angeblich niedriger, jedoch taucht die Frage nach der Dunkelziffer hier immer wieder auf. Zum Männlichkeitsbild, wonach man kriegerischen Handlungen gewachsen sein sollte, passt eine posttraumatische Belastungsstörung nicht gut. Sowohl Opfer wie Täter – wobei bei Soldaten ja in einer Person beides vorkommen kann – leiden an dieser Störung. Genau genommen wird die Diagnose oft nicht korrekt gestellt, denn man geht bei der PTBS von einem einmaligen Ereignis aus, was ja nicht der Fall ist bei kriegerischen Handlungen. Soldaten und Betroffene aus der Zivilbevölkerung sind den Ereignissen ja über längere Zeit ausgesetzt. Hier spricht man auch von „komplexer posttraumatischer Belastungsstörung“. Und so war auch bei dem

¹Vortrag gehalten am 15.11.2016 an der Universität Köln im Rahmen der Ringvorlesung Wintersemester 2016/2017

Der ganz normale Wahnsinn? Psychische Erkrankungen als gesellschaftliche Aufgabe
„Wenn Krieg und Verfolgung die Seele krank machen“

ehemaligen Soldaten im Tatort eine ausgeprägte Depressivität zu erkennen, die verstärkt wurde, weil sich seine Frau von ihm getrennt hatte und dazu wohl auch die Symptome der PTBS.

So können Krieg, Vertreibung und – was ich ergänzen möchte, Flucht, nicht immer, aber doch relativ häufig, hochgradig traumatisierende und teilweise langanhaltende belastende Auswirkungen auf Betroffene, Kämpfende wie Zivilisten haben bis hin zu solchen von Krankheitswert. Hier spricht man von einer posttraumatischen Belastungsstörung oder auch Traumafolgestörung, wenn z.B. schwere Panikzustände oder Depressionen vorkommen. Zu beobachten sind meist auch noch wiederkehrende Erinnerungen als Schreckensbilder und andere Arten von sensorischen Erinnerungen, so genannte flashbacks, die sich der bewussten Einflussnahme entziehen und als sehr bedrohlich erlebt werden. Des Weiteren Alpträume, Ängste verschiedenster Art, Depressionen und mannigfaltige körperliche Beschwerden, die man heute somatoform nennt. Das bedeutet, etwas zeigt sich im Körper, das eher von der Psyche ausgeht. Daneben gibt es außerdem eine Reihe von körperlichen Erkrankungen, die mit kriegsbedingten Verletzungen, mit Gewalt und sexualisierter Gewalt auf der Flucht sowie Hunger und Kälte zusammenhängen, um nur einiges zu benennen. Dies hinterlässt individuell und auch kollektiv Spuren. Wie der ehemalige Soldat im Tatort sind solche Menschen oft hochgradig erregbar, wenn irgendetwas sie an die belastenden Erfahrungen erinnert, selbst wenn gar keine große Ähnlichkeit der Erfahrungen besteht. Wenn der so genannte traumatische Stress erst einmal eingesetzt hat, fällt es Menschen sehr schwer, die Gegenwart von der Vergangenheit zu unterscheiden und sie schalten auf Flucht- und Kampfmechanismen um oder erstarren, in jedem Fall ist es in solchen Situationen schwierig, noch klar zu denken und zu reflektieren. Das muss dann oft in einer Therapie wieder erlernt werden. Für HelferInnen sieht das manchmal so aus, als „wollten“ die Betroffenen nicht, obwohl sie genau genommen nicht „können“. Es scheint mir wichtig, dass alle, die mit Opfern von traumatischen Erfahrungen zu tun haben, das berücksichtigen.

Wir stehen jetzt also vor der Aufgabe, Menschen die aus Kriegsgebieten flüchten oder von dort vertrieben worden sind, beizustehen. Und dazu benötigen wir möglichst Kenntnisse über die Menschen, die aus den Krisengebieten kommen, über Trauma und die Folgen, aber auch über uns selbst.

Zunächst ist zu sagen, dass wunderbarerweise nicht alle Menschen, die schlimme Erfahrungen gemacht haben, an einer PTBS oder anderen Erkrankungen leiden müssen. Es ist also nicht richtig, wenn immer gleich nach Psychotherapie gerufen wird, oder gar nach Traumatherapie. Menschen verfügen auch über Resilienz, das heißt über Widerstandskraft. Warum die einen darüber verfügen und andere nicht, kann viele Ursachen haben und es ist jemand nicht vorzuwerfen, wenn er über solche Kräfte wenig verfügt.

Das, was jedem Menschen, der Schlimmes durchgemacht hat, am meisten hilft, ist mitmenschliche Zuwendung. Anerkennung der schlimmen Erfahrungen ist dabei besonders wichtig. Das fällt vielen Menschen gar nicht so leicht und sie reagieren dann mit Herunterspielen oder Ausweichen. Hilfreich ist das für Betroffene sicher nicht, wenngleich es auch verständlich ist. Es scheint bei vielen Menschen eine Schutzreaktion zu greifen, nämlich das Leid anderer nicht an sich heranzulassen und vielleicht kommt daher auch der Ruf nach Traumatherapie. Freundliche, mitfühlende und verständnisvolle Zuwendung sollte möglichst uns allen am Herzen liegen vor jeder Therapie. *Und*, diese mitmenschliche Zuwendung spielt auch in Therapien eine bedeutende Rolle. Wir können davon ausgehen, dass jeder leidende Mensch Zuwendung braucht und nicht in erster Linie irgendwelche Techniken. Weder von seiner Umgebung und eben auch nicht von BehandlerInnen. Das weiß vielleicht jede Person hier im Raum, wenn sie schon einmal ärztliche Hilfe gesucht hat und wie frustrierend es war, wenn man nur als Nummer behandelt wurde, statt als leidendes Wesen, das der Zuwendung bedarf.

Es geht hier ja um den „Umgang“ mit traumatisierten Menschen und nicht so sehr um Therapie. So finde ich vor allem die Frage wichtig, was genau hindert uns, mitfühlend zu sein, Menschen aus Kriegsgebieten freundlich zu begegnen, ja, sie willkommen zu heißen. Dieser Frage will ich später eingehender nachgehen, weil das eben viel mit uns selbst zu tun hat. Zunächst beschreibe ich, was traumatisierte Menschen an Hilfe benötigen.

Wie schon erwähnt, Angebote von freundlichem, alltäglichem Miteinander. Vielleicht manchmal auch ein Zuhören, falls man sich das zutraut. Es kann auch wichtig sein, sich selbst einzugestehen, dass es einem schwer fällt, die Schreckensgeschichten zu hören und darum zu bitten, dass die andere Person sich dafür Rat und Hilfe bei Professionellen sucht, vielleicht dabei zu helfen, dass diese Professionellen

gefunden werden, was nicht immer leicht ist. Wichtig ist es, nach Wegen zu suchen, dass man gemeinsam gute Erfahrungen macht. Mein Enkel, 20 Jahre alt, spielt einmal pro Woche Fußball mit Migranten und das weiß ich auch von der Beratungsstelle für Folteropfer, Aspis, in Klagenfurt, dass dort viel Angenehmes miteinander getan wird. Die Therapeuten spielen Fußball mit den Männern, die Therapeutinnen kochen mit den Frauen. Wichtig ist ebenfalls, dass diese Begegnungen allen Freude machen!

Es ist bedeutsam, möglichst für äußere Sicherheit zu sorgen und falls eine Psychotherapie in Erwägung gezogen wird, ist das besonders wichtig, weil innere Arbeit und das Aufarbeiten der traumatisierenden Erfahrungen am ehesten gelingen kann, wenn ein Minimum an äußerer Sicherheit besteht. Laienhelfer können u.U. viel tun, wenn sie Betroffene zu Ämtern begleiten und ihnen helfen, möglichst bald einen sicheren Aufenthaltsstatus zu erlangen. In vielen spezialisierten Behandlungszentren werden den Menschen eine Reihe von stabilisierenden Angeboten gemacht und inzwischen gibt es hiervon eine ganze Reihe, die auch in Übersetzungen in andere Sprachen vorliegen. Frau von Keuck wird Ihnen sicher davon berichten, weil ihre Institution sich diesbezüglich sehr engagiert.

Sind die Betroffenen äußerlich und auch innerlich relativ stabil, kann es helfen, mit ihnen die belastenden Erfahrungen detailliert durchzuarbeiten. Das sollte aber nur durch Fachleute geschehen, und selbstverständlich nur, wenn die betreffende Person dem zustimmt, sie sollte keinesfalls mit dem Hinweis, dies sei das einzige was hilft, dazu gezwungen werden. Es gibt dazu verschiedene Angebote aus unterschiedlichen therapeutischen Richtungen. In jedem Fall ist die Würde der Patienten zu beachten. Manchen Menschen hilft es sehr, wenn sie sich mit ihren traumatischen Erfahrung detailliert auseinandersetzen können, manchen wenig und manchen schadet man eher. Es gibt nicht *die* Traumatherapie für alle, nicht zuletzt deshalb, weil Menschen sehr individuell sind und auch sehr individuell mit Erfahrungen umgehen. Menschen aus kollektivistischen Kulturen hilft der Halt der Gruppe oder Familie oft am meisten, bei wieder anderen ist die Familie schon vor der Flucht kein Ort der Geborgenheit gewesen, z.B. weil dort Gewalt erlebt wurde, und es braucht eine neue wohlwollende Umgebung und möglicherweise auch therapeutische Angebote als sicheren Hafen.

Für besonders wichtig erachte ich auch die Versorgung von Kindern und Jugendlichen. Sie haben selbst Schreckliches erlebt, was anerkannt werden muss, und wenn sie nicht ohnehin unbegleitet hier ankommen, sind sie nicht selten durch die belasteten Eltern zusätzlich belastet. Wir sollten uns bewusst machen, dass diese Kinder und Jugendlichen im Allgemeinen von ihren nahen Bezugspersonen nicht ausreichend aufgefangen werden können, weil diese selbst extrem belastet sind. Oft fühlen sich Kinder und Jugendliche für die Eltern verantwortlich, und zwar mehr als ihnen gut tut. Hier ist auch Hilfe nötig. Und oft hilft eben auch Entlastung im Alltag, lange bevor Therapie möglich ist.

Nun möchte ich hier noch auf Spuren eingehen, die wir an uns selbst erkennen können, weil sie vielleicht helfen können, auch einige der Reaktionen auf Flüchtlinge, die jetzt zu uns kommen, zu verstehen und daraus ggfs Lehren zu ziehen.

Nicht akzeptiertes und nicht integriertes Vergangenes kann Gegenwärtigsein sehr behindern, das habe ich schon erwähnt. Nun leiden wir ja selbst an Schatten unserer kollektiven Vergangenheit aufgrund der NS Zeit, der deutschen Schuld und dem 2. Weltkrieg. Wir sind daher mehr denn je aufgefordert, uns auf das Wissen einzulassen, dass Krieg und Verfolgung die Seele krank machen können, und damit unserer persönlichen Geschichte zu begegnen oder der unserer Familie und eben auch der kollektiven. Es geht darum zu wissen, zu verstehen und sich auch erschüttern zu lassen. Was ich hier zum Ausdruck bringen möchte, ist, wie wichtig es ist, dass wir uns unserer belasteten Vergangenheit und den Traumata, die daraus resultierten stellen, um zu trauern und die Vergangenheit zu akzeptieren wie sie war, Äußere Erfahrungen hinterlassen ihren Niederschlag im Inneren und werden auf sehr unterschiedliche Weise „metabolisiert“ und verarbeitet. Vielfältige Traumatisierungen durch Krieg, Vertreibungs –und Fluchterfahrungen können – müssen aber nicht immer -langfristige Auswirkungen auf die psychische Gesundheit der Betroffenen haben.

So hat sich in den letzten etwa zehn bis fünfzehn Jahren die Einsicht entwickelt, dass es für das Gelingen einer Psychotherapie wichtig sein kann, die historischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten von NS-Zeit und 2. Weltkrieg zu berücksichtigen; auch bei der nächsten Generation, die ja nur noch indirekt betroffen ist, was die

damaligen Geschehnisse angeht, aber direkt, was die Konfrontation mit den belasteten Eltern angeht.

Flucht und Vertreibung sowie Ankunft dort, wo man unerwünscht war, waren für mindestens 12 Millionen deutsche Menschen Realität.

Ich gehe davon aus, dass sich alles, was aus dieser Zeit nicht verarbeitet und vor allem nicht betrauert ist, sich niederschlagen kann im Umgang mit Flüchtlingen aus anderen Ländern, die jetzt hilfeschend zu uns kommen. Ich will hier versuchen, Ihnen einiges zu beschreiben, was wir auch heute noch oder vielleicht zunächst überhaupt wissen sollten, um zu verstehen, auch um diejenigen besser zu verstehen, die hier eine neue Heimat suchen. Dazu braucht es Mitgefühl. So lange Menschen kein Mitgefühl mit sich und ihren Vorfahren haben, dürfte es schwierig sein, für andere Mitgefühl zu entwickeln, vor allem wenn Ressentiments tief im Unbewussten verborgen sind.

Stellen Sie sich bitte einen Moment das Folgende vor: Sie sind gezwungen, ihre Heimat kriegsbedingt zu verlassen. Sie können nur mitnehmen, was Sie auf dem Leib tragen; nach langer, beschwerlicher und teils lebensbedrohlicher Flucht kommen Sie in einem anderen Teil Ihres Landes an. Dort hoffen Sie, wieder ein zu Hause zu finden, denn dort leben Verwandte, Freunde, zumindest aber Menschen, die Ihre Sprache sprechen, und die ihre Heimat nicht verloren haben. Sie hoffen, freundlich und verständnisvoll aufgenommen zu werden und Mitgefühl und Gastrecht zu erfahren. Doch weit gefehlt. Man begegnet Ihnen mit großem Misstrauen, man lässt sie spüren, dass Sie unerwünscht sind, dass man in Ihnen einen minderwertigen Menschen sieht, der womöglich zu Recht seine Heimat verloren hat. Wie würden Sie sich fühlen, wenn Ihnen solches widerfahren würde, wenn Sie erleben müssten, dass Jahr um Jahr sich nichts ändert und sogar Ihre Kinder, die bereits dort geboren werden, wo Sie versuchen, eine neue Heimat zu finden, immer noch als Fremde, als Unerwünschte, Minderwertige behandelt werden? Welche Wege würden Sie beschreiten, um mit dem, was sie durchgemacht haben, fertig zu werden?

Und wie würden Sie sich fühlen, wenn schließlich Ihre Kinder von Ihnen Genaueres wissen wollten? Würden Sie schweigen wollen und meinen, man solle um

Himmelswillen diese alten Geschichten in Ruhe lassen, oder erleichtert beginnen, über das lange Unterdrückte zu sprechen?

Dieses und Ähnliches ist hierzulande Millionen von Menschen widerfahren und vieles spricht dafür, dass das immer noch nachwirkt, vor allem auch transgenerational. Und wenn Sie mir jetzt zuhören, entdecken Sie vielleicht Parallelen zu den Geschichten der heutigen Flüchtlinge. Was mag geschehen bei dieser Konfrontation, wenn man voller Wut über die damals erlebten Ungerechtigkeiten ist? Ist man dann offen für das Leiden der Fremden?

Und noch etwas: Vielleicht ist vielen nicht bewusst, dass obwohl Deutsche in West und Ost die gleiche Sprache zu sprechen schienen, sie, da sie wie aus verschiedenen Welten kamen, verschiedene Sprachen hatten! Zumindest verschiedene Dialekte. Ich kann mich gut erinnern, wie seltsam mich die Sprache von Schlesiern und Menschen aus Ostpreußen anmuteten, als ich ein kleines Kind war. Und viele Worte waren für mich unverständlich, so blieben die Menschen in gewisser Weise auch deshalb fremd.

Beispielhaft beschreibt Hans Ulrich Treichel in seinen Werken, wie ihm als Kind von Flüchtlingen zumute ist. „Und so habe ich mich, der ich aufgrund meines Geburtsortes ein WESTFALE genannt werden könnte, in Wahrheit mehr als ein Pole denn als ein Deutscher oder gar Westfale gefühlt, obgleich auch für mich meine Eltern in erster Linie Menschen aus der Fremde waren, MENSCHEN AUS DEM OSTEN, mit denen mich, der ich in Westfalen geboren war, keine gemeinsame Herkunft verband.“ (Treichel 1998, S. 11, Großbuchstaben vom Autor) Hans-Ulrich Treichel, geboren 1952 in Versmold in Westfalen. Treichel scheint in den meisten seiner Bücher immer wieder das Thema Heimatverlust der Eltern und seine damit einhergehende jahrzehntelange Sprach-Verwirrung zum Thema zu machen und damit etwas zum Ausdruck zu bringen, was viele seiner Generation betrifft. „Alle Antworten, die mir gegeben wurden, haben immer nur die verwirrendsten und abwegigsten Geschichten hervorgebracht, in denen neue Namen, Jahreszahlen, Ereignisse auftauchten und die meine Fragen erstickten und erledigten... (So) beschloss ich, nie wieder auch nur einen einzigen Gedanken an diesen Ort und an diese Frage zu verschwenden und meine Eltern als herkunft-und antwortlos zu erklären. Doch diese Herkunft-und antwortlosen Wesen, die meine Eltern irgendwann einmal für mich geworden sind, haben mir immer wieder neue Geschichten erzählt

und mir immer wieder neue Antworten auf meine nun nicht mehr gestellten Fragen gegeben, und mit jeder weiteren Geschichte und mit jeder weiteren Antwort hat sich die Wahrheit über die Herkunft meiner Eltern, die ja nicht zuletzt auch die Wahrheit über meine eigene Herkunft war, immer weiter verzweigt.“ (Treichel S. 13)

Genauer lässt sich das psychische Elend, das aus einer unverarbeiteten und unbetruerten Vergangenheit der Eltern resultiert, wohl kaum beschreiben. Und dass diese weiterwirkt.

Ich will Ihnen jetzt einige Fakten vermitteln, die ich vor allem dem Buch „Kalte Heimat“ des Historiker Andreas Kossert verdanke:

Ab 1947 setzte sich der Begriff „Vertriebene“ durch, weil die amerikanische Besatzungsmacht ihn anordnete. Der Begriff sollte zum Ausdruck bringen, dass keine Hoffnung auf Rückkehr in die alte Heimat bestand. (Kossert S. 10) Behandelt wurden die Vertriebenen aber oft so, wie es in einer modernen Definition des Begriffs heißt, nämlich dass Vertriebene diejenigen seien, die von einem anderen Gemeinwesen nicht eingebürgert werden. (Benhabib 2008, S. 61) Im Klartext heißt das, de jure waren die Vertriebenen eingebürgert, da Deutsche, de facto waren sie es über lange Zeit nicht. Sie waren weitgehend unerwünscht.

Als Psychotherapeutin findet man Menschen mit einer individuellen Flucht - oder Vertreibungsgeschichte bzw. zunehmend deren Kinder und sogar Enkel in jeder psychosomatischen Klinik und psychotherapeutischen Praxis (von der Stein 2008), aber jederzeit auch im privaten Umfeld. Wir brauchen nur zu fragen, wo die Eltern unserer Freunde und Personen der Öffentlichkeit herkommen.

In einer Gruppe von KollegInnen, geboren zwischen 1950 und 1970, waren vier von sechs TeilnehmerInnen Kinder von Vertriebenen mit schrecklichen Erfahrungen. Sogar wenn diese Kinder weit nach dem Krieg geboren wurden, wurde all das Entsetzen, all die Furcht der Eltern weitergegeben. Und deren Zorn! Und häufig eben die Identitätsunsicherheit, wo gehöre ich hin?

Mir erscheint bemerkenswert, dass dieses Weitergegebene häufig erst in den mittleren Jahren beginnt bewusst zu werden, zumindest bei den Menschen, mit denen ich arbeite.

Zur Sprache kommen Themen, wie *Flucht, Schrecken, Schutzbedürfnis, Alpträume*

Ängste, Hilflosigkeit, Todesangst, Tod, Kontrollverlust, Scham- und Schuldgefühle.

Sowie Fragen nach der Bedeutung der Erfahrungen

Ich glaube, dass diese Themen alle Menschen betreffen, die ihre Heimat unter Gewaltbedingungen verloren haben. Also gelten sie auch für all diejenigen, die jetzt aus anderen Ländern zu uns kommen und unseres Verständnisses bedürften.

Es erschüttert mich, mir klar zu machen, dass die Integration der deutschen Vertriebenen eine endlose Geschichte ist, in der es um den Traum von „alles wird gut“ ging, der sich aber keineswegs erfüllt haben musste. Ich musste auch zur Kenntnis nehmen, dass ein Teil der Probleme, die wir heute noch haben, nicht mit posttraumatischen Belastungsstörungen zusammenhängt und auch nicht nur mit sekundärer Traumatisierung der Kriegsenkel, sondern mit realer sozialer Benachteiligung, die z.T. bis heute besteht, außer man sähe auch diese Benachteiligungen unter dem Aspekt der Auswirkungen von posttraumatischen Belastungsstörungen, was z.T. stimmen mag, z.T. aber wohl auch nicht. Jedenfalls war ein nicht geringer Teil derer, auf deren Hartherzigkeit und Gnadenlosigkeit die Vertriebenen trafen, vom Krieg weitgehend verschont geblieben. Die Geschichte der Vertriebenen ist auch eine von kalten Herzen, und von der Unbarmherzigkeit derer, die nicht bereit waren zu teilen, nicht die Schuld, die man den Vertriebenen zuschob und nicht die Güter, über die man verfügte und die die meisten Westdeutschen verteidigten, als gehe es dabei um Leben und Tod. Es muss allerdings auch gesagt werden, dass die im Westen ansässige Bevölkerung zu erheblichen Opfern gezwungen wurde.

Nach dem Zweiten Weltkrieg forderten alle tragenden Kräfte, vor allem die Vertriebenen und die sich geschädigt fühlenden Einheimischen, einen Ausgleich der erlittenen Verluste. Erst das Lastenausgleichsgesetz von 1952, das in den folgenden Jahrzehnten laufend ergänzt und erweitert wurde, brachte eine dauerhafte Lösung. Im Laufe der Zeit wurde der Personenkreis, der unter das Lastenausgleichsgesetz fiel immer größer, z. B. ab 1965 durch die Flüchtlinge aus der DDR. Auch wenn der Lastenausgleich heute im Wesentlichen abgeschlossen ist, Anträge konnten nur bis zum 31. Dezember 1995 gestellt werden, laufen nach wie vor Zahlungen aus dem Lastenausgleichsfond an Bezieher von Rentenleistungen. Waren einst über 25.000

Beschäftigte mit dem Lastenausgleich befasst, so sind es heute weit unter 10 Prozent davon.

Ich finde, dass dieses Gesetz und seine Dauer etwas Erstaunliches sind, wovon wir und womöglich auch unserer Politiker lernen könnten, weil es zeigt, dass Solidarität möglich ist sowie Bemühungen um Gerechtigkeit.

Schon im Mai 2011 war im Kölner Stadtanzeiger unter der Überschrift „Mehr Mitgefühl für Flüchtlinge“ zu lesen, dass die ehemalige Verfassungs- und Europarichterin Renate Jaeger fordere, dass wir „mehr“ Empathie für Flüchtlinge – auch für Menschen, die nicht aus politischen Gründen ihre Heimat verlassen haben, aufbringen sollen. Frau Jaeger erzählte bei der Gelegenheit: „Wir sind nach dem Krieg aus Thüringen geflohen, als das Land dem russischen Sektor zugeschlagen wurde...wir fuhren im Viehwaggon und lebten im Lager, ich kenne das alles – auch die feindlich gesinnte neue Umgebung“. Die heutige Juristin war damals 4 Jahre alt. „Wir hatten Hunger und nur überlebt, weil meine Mutter Lebensmittel gestohlen hat und ich gebettelt habe.“ Dieser Bericht sollte zu denken geben! Es gibt viele dieser Art, die ich über die Jahre gehört habe.

Es geht mir jetzt hier um die Frage, wie die Erfahrungen der Vertriebenen in Deutschland nach 1945, wie z.B. Frau Jaeger, sich unbewusst bis heute auswirken, z.B. auch in Fremdenfeindlichkeit- aber auch, dies sei hier ausdrücklich hervorgehoben- in Fremden-Freundlichkeit; und wir können uns fragen, was die Tatsache, dass 12 Millionen deutsche Menschen MigrantInnen waren, für uns Heutige noch immer – vielleicht vor allem unbewusst - bedeuten kann. Jedenfalls möchte ich das unter der Überschrift Umgang mit Flüchtlingen Ihnen den ZuhörerInnen mitgeben. So manches, was einen empören könnte, wird vielleicht verständlicher.

Lassen Sie mich mit einem Satz des vor ein paar Tagen verstorbenen Leonard Cohen schließen: "There is a crack in everything / That's how the light gets in"

Das Licht kommt manchmal auch dort zum Vorschein, wo wir es nicht erwarten, weil es eben doch einen Riß in einem undurchdringlich erscheinenden Gewebe gibt.

Copyright: Luise Reddemann. Weitergabe nicht gestattet!